

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 1 (1897)

Artikel: Der Kalif
Autor: Châtelain / Ebersold, Elise
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571735>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

— Der Kalif. —

Von Dr. Châtelain.

Autorisierte Uebersetzung von Elise Ebersold, Bözingen.

Ali Ben Sidi Alpha ist das Muster eines Kalifen: fett, schmerzbüchig, mit einem großen, schneeweißen Bart, und schwarzen, wie Karfunkel glänzenden Augen unter borstigen Brauen. Ein strenger Beobachter der Vorschriften des Korans, macht er morgens und abends seine Waschungen, betet, die Stirn auf einem persischen Teppich, teilt den Armen reichliche Almosen aus und befiehlt von Zeit zu Zeit — um den heilsamen Brauch nicht veralten zu lassen — seinen Wachen, einen Diener, der sich's zu Schulden kommen ließ, zu viel Parfüm in sein Bad oder zu viel Pfeffer in seine Suppe zu thun, um einen ganzen Kopf kürzer zu machen.

Bekanntlich sind magere Kalifen griesgrämig und empfindlich; die fetten lustig. Die Galle reizt die Nerven; aber aus dem Bauche kommt das Lachen, das gute, laute Lachen, welches das Zwerchfell und die Milz erschüttert und unter der Haut wiederhallt, wie das Geschell am Halse des Maulkiers.

Leider macht Ali Ben Sidi Alpha darin eine klägliche Ausnahme und ist, obgleich wohlbeleibt, trübselig. Niemals gleitet auch nur der Schatten eines Lächelns über sein breites Antlitz; niemals entsteigt seiner tiefen Brust ein freudiger Ausruf. Seine gefurchte Stirn gleicht der blühschwangern Wolke; stundenlang kauert er starren Blicks, mit zusammengekniffenen Lippen auf seinem goldbrochirten, purpurbeidenen Divan und dreht seine Daumen umeinander.

Er besitzt einen Palast von weißem Marmor, Gewölbe voller Edelsteine, tausende von Sklaven, ein von stummen Negern bewachtes Serail, Janitscharen, bewaffnet mit stets geladenen, kurzen Gewehren, Renner von der Schnelligkeit der Antilope, und Jagdhunde. Seine Falken fressen ihm aus der Hand; seine Karavananen durchqueren in langen Zügen die Wüste. In dem blauen Wasser der rosigen, marmornen Bassins, in denen schwarze Schwäne und Enten aus der Verberei schwimmen, spiegeln sich die mächtigen Blätter hundertjähriger Palmen. Die Sonne überflutet seine mit Lorbeer und blühenden Granatbäumen besetzten Terrassen... und Ali Ben Sidi Alpha langweilt sich.

Ali Ben Sidi Alpha langweilt sich des Morgens; er langweilt sich abends; er langweilt sich den ganzen Tag. Weber die Tänze seiner Bajaderen, noch die Sprünge seiner zahmen Gazellen, die sich im Schatten der Bananen herumtummeln, noch der Anblick des Volkes, das sich beim Vorübergehen vor ihm auf die Knie wirft, vermag seine Stirn zu entrunzeln. Er langweilt sich; und zieht ein barfüßiger Kameltreiber an ihm vorbei, der singend seine abgemergelten Tiere antreibt, so möchte er dieser Kameltreiber sein.

Der Kalif hat alles versucht, um seine Langeweile los zu werden: lange Fasten, kostbare Bankette, Gebete, Kriegsritte, nichts vermag ihm seine frühere gute Laune wieder zu verschaffen; nicht einmal die weiße Sklavin, die ihm die Fußsohlen figelt oder der große, numidische Affe, der von hinten heranschleicht und reife Tomaten auf dem Rücken der Höslinge zerquetscht.

Selbst seinen Ärzten geht darüber ihr Arabisch aus. Sie verstehen sich freilich wohl darauf, den Ibis und das Krotodil auszustopfen, die Toten einzubalsamieren, kabbalistische Rezepte auf Pergamentstreifen zu schreiben, die gute Natur walten zu lassen und dann das Honorar für ihre Mühe einzustreichen; aber einen mit Langeweile behafteten Kalifen zu heilen, das übersteigt ihre Wissenschaft.

Zudem ist Ali Ben Sidi Alpha kein fügsamer Patient. Mustapha Van Jed, der erste Heilkünstler des Throns, hat mit seinem Kopf die bescheidene Zumutung büßen müssen, Ihre Majestät solle jeden Morgen barfuß im Thau unter den Palmen spazieren gehen. Hielt der Unselbige seinen Herrscher denn für einen dummen Gänserich?

„Mächtiger Gebieter, ich kenne einen Mann, der dir Heilung zu bringen vermöchte,“ sagte sein Günstling Bibi Nassa eines Tages zum Kalifen, da der Landesherr gähnte, als wolle er sich die Kiefer ausrenken.

„Und du hast mir nicht eher davon gesprochen? Es liegt dir also nichts an deinem Kopfe?“

„Erst heute vernahm ich seinen Namen und hörte seine Kunst rühmen,“ erwiderte Bibi Nassa und fiel ihm zu Füßen.

„Wo ist er? Wie heißt er? Wer ist das glückselige Weib, das ihn mit seiner Milch genährt hat? Bei Allah, rede!“

„Es ist ein heiliger Mann, ein armer Hirte, der einsam mit seinen Schafen in der Wüste lebt. Er liest die Zukunft aus den Sternen und die Heilmittel für die Krankheiten aus den Figuren, die der Wind im Sande bildet. Die Leute aus dem Volk suchen lieber bei ihm als bei den Ärzten und Derwischen Rat; diese haben studiert und sind unwissend. Er aber weiß alles, ohne etwas gelernt zu haben; und noch gestern heilte er — bloß indem er ihr in das linke Ohr hauchte — die Tochter eines Teppichhändlers, die vor Liebesgram hinfiehte.“

„Sofort laß ihn kommen. Beim Barte des Propheten, wenn er mir meinen Frohsinn zurückgibt, schenke ich ihm tausend fleckenlose Schafe und mache ihn zum Hauptarzt, da dies Amt seit dem Tode des Verräters Mustapha Van Jed unbefestigt ist.“

Unverzüglich werden Boten auf die Suche nach dem Schäfer ausgesandt und dieser wird schon am folgenden Tage vor Ali Ben Sidi Alpha geführt; es ist ein armer Teufel, dürr, fahl, schlecht gekleidet und gefolgt von einem magern Hunde, der mit hängendem Schwanz in seinem Schatten wandelt.

„Wenn Du mir Heilung verschaffst,“ sagte der Kalif zu ihm, „mache ich dich reich und du wirst dich auf die erste Stufe des Thrones setzen; täuschst du mich aber, dann wird dir der Fenter den Kopf abschneiden und deine Zunge wirst man den Hunden vor; das schwöre ich bei Mahomed!“

„Ich will's versuchen, Gebieter.“

„Wohl! Welches Mittel verschreibst du?“

„Ihre Hoheit muß zweimal täglich, morgens und abends im Schatten eines Menschen schlafen, der nichts wünscht. Hat sich die Sonne siebenmal um die Erde gedreht, ist Ihre Majestät genesen.“

„Allah ist Allah!“ ruft Ali Ben Sidi Alpha ganz heiter.

„Dieser Schäfer gefällt mir; trage Sorge zu ihm, Bibi Nassa, wie zu deiner Mutter, zu deinem Schafe, wie zu deinem Augenstern und laß den Mann suchen, der nichts wünscht.“

Der Günstling macht sich ans Werk. Seine Mission kann nicht allzuschwer sein; es gibt ja so viel singende Kameltreiber und Burschen, die abends an den Schöpfbrunnen lachen.

Es ist übrigens nicht einmal nötig, zu diesen zu gehen. Bibi Nassa hat einen intimen Freund, einen alten, mit Ehren und allen Glücksgütern überhäuftten Scheich, der alles gesehen und alles genossen hat. Was konnte der noch wünschen? Sein Schatten mußte den Kalifen heilen. Der Günstling besucht ihn und setzt ihm den Zweck seines Kommens auseinander. „Suche anderswo,“ entgegnet ihm der Greis darauf, „ich möchte jung sein.“

Die Greise sind gerne grämlich; die Gegenwart ist für sie ein Kleid, das für ihre Gestalt nicht paßt. Die Jungen sind vernünftiger; der Frühling singt in ihrer Brust.

Auf der Schwelle einer Schusterwerkstatt, die durch ein breites Tuch gegen die Sonnenstrahlen geschützt ist, pfeift ein Arbeiter.

„Du bist glücklich?“ fragt ihn der Hösling.

„Sehr glücklich.“

„Du wünschst also nichts?“

„Ich möchte alt sein.“

„Alt sein!“

„Wäre ich alt, so würde ich reich sein und brauchte nicht mehr zu arbeiten. Ich hielte mir, wie mein Meister, einen Gesellen und rauchte, ausgestreckt unter dem Schatten eines Feigenbaumes, meinen Tschibuk.“

Singend geht ein Soldat vorbei. „Das ist mein Mann,“ denkt der Abgesandte des Kalifs.

„He, Freund, du bist recht lustig.“

„Sehr lustig, o Herr.“

„Du hast mithin alles, was du dir wünschen magst?“

„Nein, mein Gebieter; wenn ich ausgedient habe, will ich Schäfer werden. Dann bin ich noch lustiger.“

„Geh'n wir zum Schäfer!“ dachte Bibi Nassa natürlich. Ein Schafhirte hielt unter einer Sykomore Siesta.

„Allah behüte dich, Schäfer! Du bist ein zufriedener Mensch?“

„Nicht gerade, o Herr.“

„Was fehlt dir denn? Deine Schafe sind fett; ihre Lämmer hüpfen und schäkern um dich herum und du verdienst deinen Lebensunterhalt mit Masten.“

„Ich möchte Soldat sein. Dann hätte ich ein schönes Kleid und einen Säbel an der Seite.“

Und so ging's den ganzen Tag. In der ganzen Stadt fand Bibi Nassa keinen einzigen Menschen, der wunschlos war. Derjenige, der kein Weib besaß, wünschte sich eins, und der Beweibte möchte lieber, er hätte keins. Der Arme verlangte nach Reichtum; der Reiche hielt sich noch für arm. Die einen seufzten, weil sie kinderlos geblieben; die andern fanden, sie seien nur allzureichlich mit Sprößlingen gesegnet. Dieser rief nach dem Tode, jener trauerte um das Leben.

Kurz, als der Muezzin von den Minarets herunter das Abendgebet verkündigte, kehrte der arme Bibi Nassa zer schlagen, staubbedeckt, mit schleppenden Füßen und hängenden Ohren, mehr tot als lebendig, nach dem Palast zurück.

„Gi nun,“ ruft ihm Ali Ben Sidi Alpha von weitem zu, „wo ist der Mann?“

„Allmächtiger Herrscher, ich habe ihn nicht gefunden.“

„Nicht gefunden? Sind meine Unterthanen denn tot?“

„Sie leben, Gebieter, und rühmen sich, deine Sklaven zu sein. Allein alle wünschen etwas.“

Der Kalif traut seinen Sinnen nicht; das begreift er nicht. Die Sache ist so ungeheuerlich, daß er in seiner Bestürzung sogar vergißt, sich, alter, treuer Uebung gemäß, zu erbosen.

„Erzähle mir das, Bibi Nassa,“ sagt er langsam zu dem noch vor ihm knienden und den Donnerkeil erwartenden Günstling. „Der Wüstenwind trocknet heute mein Hirn aus.“

Der beruhigte Höfling berichtet ausführlich, wie er seinen Tag angewendet hat, und als er damit zu Ende, bleiben beide lange schweigend und suchen nach einer Idee.

„Du bist ein Einfaltspinsel, Bibi Nassa,“ ruft der Kalif auf einmal. „Du hast den wunschlosen Mann nicht gefunden . . . wohl an, mache einen.“

„Ihre Hoheit hat recht; ich erwarte Ihre Befehle.“

„Nimm den Erstbesten, bringe ihn in den Palast, logiere ihn in meiner prächtigsten Wohnung, gib ihm alles, was er verlangt, alles, hörst du, bis ihm gar nichts mehr zu wünschen übrig bleibt.“

„Gepriesen sei Mahomed,“ antwortete Bibi Nassa, „mein allmächtiger Gebieter wird von seiner Langeweile genesen.“

*

*

*

So geschah es: Die Wachen greifen einen Verhungerten auf, der vor Angst zittert und mit den Zähnen klappert. Man nennt ihn Hassan.

„Verlange alles — hörst du, alles — was du willst,“ sagt Bibi Nassa zu ihm. „Du bist der Lieblingsgast des Kalifen; du kannst als Herr befehlen und wenn dich jemand beleidigt, so biete ich dir meinen Kopf auf ziselierter Silberplatte dar.“

Alles, was er verlangte, erhielt er und noch viel anderes dazu. Er hatte Sklaven, Tänzerinnen, alle Taschen voll Gold, Ringe an jedem Finger und bei seinen Mahlzeiten Pfauenzungen an einer Sauce. Ein riesiger Neger schlief vor seiner Thüre. Er badete sich in Rosenessenz und wenn er seinen Mokka auf der Terrasse schlürfte, wo rote Fische in Bassins schwammen, säckelte ihm eine junge Georgierin mit kräftigem Fächer Schlag frische Luft zu.

„Was möchtest du noch?“ fragte ihn Bibi Nassa nach Verlauf eines Monats.

„Nichts, Seigneur.“

„Allah ist Allah! So komme denn und heile unsern Herrn.“

Während sieben Tagen schlief der Kalif morgens und abends in Hassans Schatten und dieser Schatten war ein gewaltiger; denn der ehemalige Vagabund hatte sich einen fürchterlichen Embonpoint zugelegt, sodaß die zu klein gewordene Haut überall zu plagen drohte.

Trotz dem Versprechen des Schäfers genas leider Ali Ben Sidi Alpha gar nicht. Auf seiner bleichen Stirn lagerte die Langeweile fortwährend in langen Falten. Am Abend des siebenten Tages beschied er seinen „Doktor wider Willen“ vor sich. „Scheußlicher Betrüger!“ schrie er ihn an, „du hast mich angeführt. Zweimal siebenmal schlief ich, nach deinem Rate, in Hassans Schatten, und dieser ist ein Mann, der nichts zu wünschen hat und trotzdem bin ich nicht geheilt . . . Hundesohn! Ali Ben Sidi Alpha hält sein Wort: . . . Dir wird der Kopf abgeschnitten.“

„Ich bin todesbereit, Sohn der Sonne; doch deine unfehlbare Gerechtigkeit gestatte mir, vorher persönlich Hassan zu verhören.“

„Sprich . . .“

„Hast du alles erhalten, was du verlangt hast, Hassan?“

„Ja, alles.“

„Reiche Gewänder, Gold, Sklaven, Tänzerinnen, Musiker?“

„Ja, all das habe ich im Ueberfluß.“

„Und nun wünschst du dir nichts mehr?“

„Ich sehne mich zurück in die Zeit, da ich noch etwas wünschte.“

Bei diesen Worten ließ Ali Ben Sidi Alpha sein Haupt auf die Brust sinken. Und von seiner Langeweile ward er nie kuriert, weil er in seinem ganzen Volke keinen Menschen fand, der nichts wünschte.

SträÙe.

Eine Strasse leuchtet aus dem Dunkel,
Nebelfaß umhüllt von Sterngefunkel.
Anhebt sie am Eisgewand im Westen.
So des Berges starre Felsenvesten
Küner zwingt und den Hirn, den bleichen,
Nächte er die schimmernde erreichen,
Nächte steigen auf den silberweißen
Nebeln, wo die ew'gen Lichter gleissen,

An und an, auf wunderstillen Spuren,
Auf der Nacht verschwiegenen Wolkenkuren,
Tief hinein in düsterblaue Weiten,
Nächte, ein Entdecker, schreiten, schreiten,
Bis er an der Strasse fernem Ende,
Goldumflammt, ein Wolkeneiland fände,
Tauchend aus der Sonne Purpurbrand: —
Das verlor'ne Menschenheimatland!

Ernst Zahn, Göschenen.